

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

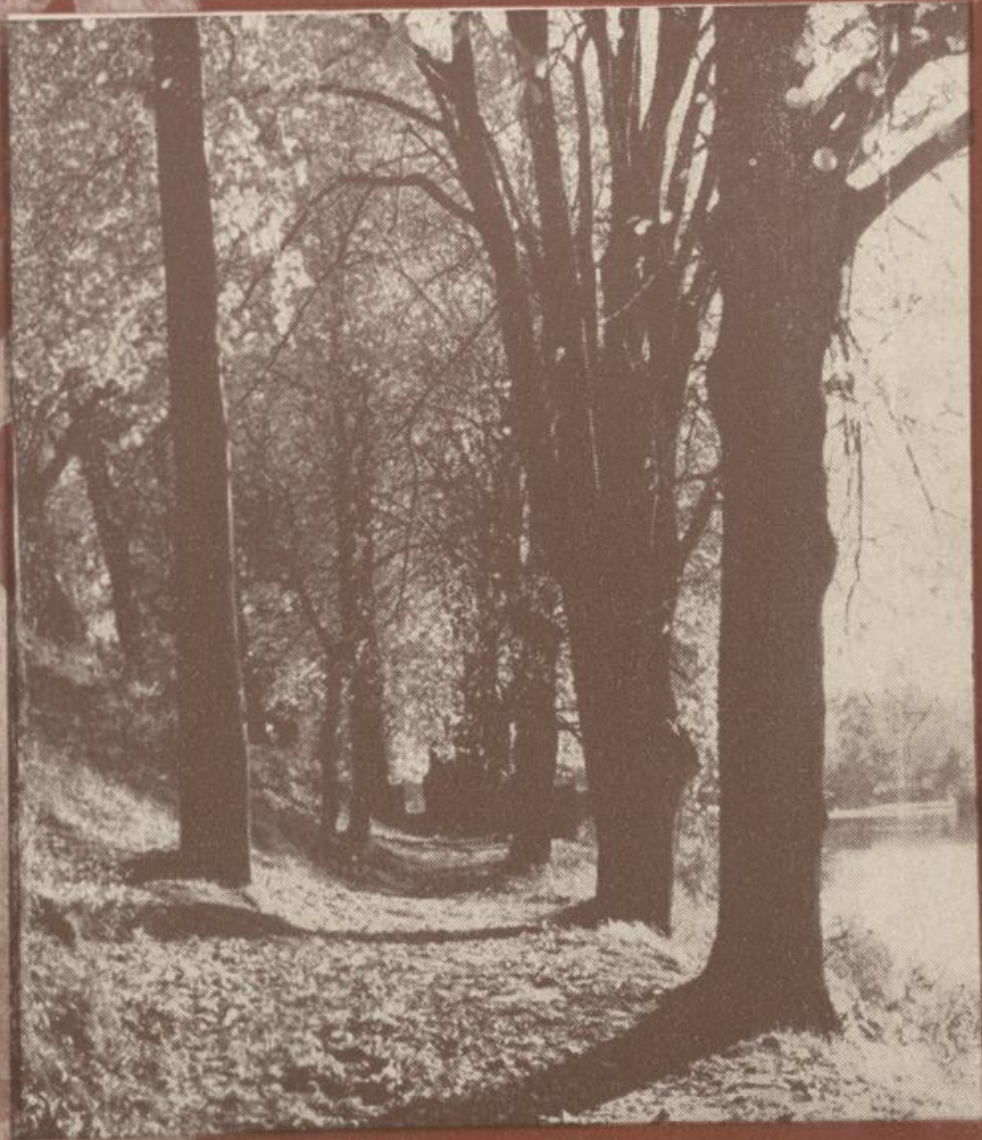
## **Unsere Heimat 1955**

8 (1955)

UNSERE

# HEIMAT

AUS DEM KULTURLEBEN UND DER GESCHICHTE DES KREISES PERLEBERG



HERAUSGEBER:

KULTURBUND ZUR DEMOKRATISCHEN ERNEUERUNG DEUTSCHLANDS  
KREISLEITUNG PERLEBERG UND RAT DES KREISES ABTEILUNG KULTUR

8

ERICH WEINERT

**Festung  
des  
Friedens**

Die alte Welt wär' lange  
von Beutemachern zerstückt,  
im rauschenden Untergange  
in Qual und Blut erstickt.

Es hätten die Großbrandstifter  
schon ihre Luntten in Brand,  
es ließen die Völkervergifter  
die Pest schon aus der Hand.

Es lägen Leichenheere,  
zerfressen und entstellt —  
wenn dieses Land nicht wäre,  
die mächtige Sowjetwelt!

Sie hütet des Friedens Sache  
gegen das Räubergezücht;  
sie hält in der Welt die Wache,  
sie hält das Gleichgewicht.

Und sagen die Herrn der Nationen:  
Was will denn die Friedenswelt  
mit ihren vielen Kanonen?  
Die sind doch zum Schießen bestellt!

Dann sagen wir: Demagogen!  
Ihr hättet schon längst das Land  
mit eurem Krieg überzogen  
und seine Fahnen verbrannt!

Wenn diese Macht nicht wäre  
und stünde nicht auf der Wacht,  
ihr hättet schon längst zur Galeere  
die ganze Welt gemacht!

Und daß der Tag nicht werde,  
drohn die Granaten im Lauf.  
Denn dieses Sechstel der Erde  
baut seinen Frieden auf.

Als Friedens-Waffenschmiede  
bleibt es solang' in Kraft,  
bis einst sein eigener Friede  
den Frieden der Welt erschafft!

*Knappe Tieden*

Wer zu Land und Leuten kommt, erlebt und erfährt manches. Wenn man nach einem heimatlichen Vortragsabend im Dorfkrug noch ein Weilchen zusammensitzt, kommt im Gespräch noch dieses und jenes aus längst vergangenen Zeiten zum Vorschein. So war's auch in Sadenbeck. An unserm runden Tisch in der behaglichen Ecke waren wir fast ein Dutzend Leute, alte und junge. Der hochbetagte Altbauer erzählte von dem Sadenbecker Jungen, der an einem Sonntagmorgen, während seine Eltern in der Kirche waren, davonging, sich nach Holland durchschlug, dort auf einem Schiff anheuerte, als Soldat alle Weltmeere durchsegelte und schließlich, als er eine Hand verloren hatte, in Südafrika vor Anker ging. Er ehelichte dort ein Farmermädel und schenkte aus der zahlreichen Kinderschar dieser Ehe dem Burenvolk den Mann, der als hartschädlicher, freiheitsliebender prignitzer Bauernsproß es wagte, dem englischen Weltreiche Trotz zu bieten.

Es war Paul Krüger, der im Freiheitskampf der Buren ihr Führer und Präsident war und als „Ohm Krüger“ in die Weltgeschichte einging. Der alte Krügersche Hof ist noch heute in Sadenbeck.

Auch von dem Bauernsohn Pirow aus dem benachbarten Alt-Krüssow, der ebenfalls in der Südafrikanischen Union lebte, dort am Bau der ersten Eisenbahnen beteiligt war und schließlich das Amt eines Ministers bekleidete, wußte unser Erzähler, zum Teil noch aus eigenen persönlichen Bekanntschaften mit den Verwandten Pirows, manches zu berichten.

In unserer Runde saß ein altes Mütterchen. Sie hatte weißes Haar und ein Gesicht voller Runzeln und Falten. Aber sie hatte auch zwei muntere Augen, und ich sah ihr an, daß sie etwas auf dem Herzen hatte. Ich sprach sie an, und sie begann zu erzählen. Mit hartem östlichen Akzent. Vor zweihundert Jahren seien ihre Vorfahren durch Katharina II. nach Rußland gekommen. Sie sei dort in einer deutschen Siedlung geboren und groß geworden. Als sie vorhin im Vortrage das Lichtbild von der Havelberger Werft sah und dabei hörte, daß dort einst der russische Zar Peter I. die Schiffsbaukunst studiert und dabei mit eigener Hand eine Gallionsfigur geschnitzt habe, sei ihr ganz plötzlich eine im Gedächtnis bisher wohl schlummernde Geschichte aus ihrem alten deutschen Lesebuche, das sie neben dem russischen auch im Unterricht hatten, in der Erinnerung wieder lebendig geworden. Diese Geschichte möchte sie uns jetzt gern erzählen. Wir rückten enger zusammen, und das Mütterchen berichtete aus ihrer längst vergangenen Schulzeit das Ereignis von den „Knappen Tieden“. Ich will versuchen, es nachzuerzählen.

Der Zar Peter I., den die Geschichte den „Großen“ nennt, ist in der Welt viel gereist, um dies und das für sein Vaterland zu lernen. Dabei kam er auch nach Deutschland, um die Schiffsbaukunst zu studieren. Er konnte die deutsche Sprache gut verstehen, aber er war nun in eine Gegend gekommen, wo man fast nur plattdeutsch sprach. Da gab es in der Verständigung oft Schwierigkeiten und Mißdeutungen. Eines Vormittags bat ihn der Havelberger Bürgermeister bei einer Besprechung, ihm doch die Ehre anzutun und bei Tisch sein Gast zu sein. Der Zar sagte gern zu. Die Frau Bürgermeisterin war wenig erbaut, als ihr Mann gelaufen kam und sagte, daß der Kaiser von Rußland heute zum Mittagessen mitkäme! Er wisse doch, meinte sie, daß kein Fleisch im Hause sei. Was solle sie denn da auf den Tisch bringen! Sie werde es schon machen, erwiderte der Herr Bürgermeister, sie sei ja in der Küche und auch sonst eine echte Zauberin, und damit eilte er geschäftig wieder zu seinen Amtsobliegenheiten.

Ja, da stand nun die arme Stadtmutter. Man muß wissen, daß es damals ein Jahrhundert gedauert hat, ehe nach 1648 alle Schäden und Verheerungen des 30jährigen Krieges überwunden waren, und daß, als diese Geschichte spielte, die allgemeine Armut im Lande noch recht groß war. Wochentags war man glücklich, Grütze und Graubrot zu haben, und ein Braten zierte nur festtags oder dann und wann mal sonntags den Tisch. Nun ist aber die Schiffbauerstadt ein rechter Wasserort. Fast jeder Bürger hat seinen Kahn und seinen Fischkasten. So eilte denn die Frau Bürgermeisterin spornstreichs zum Nachbarn, und siehe da, er langte mit dem Kescher hinein in den Fischkasten und holte eine gewichtige Portion Fische heraus. Es waren aber nur Aländer. Andere Fische waren in diesen Tagen kaum gefangen worden.

Nun muß man wieder wissen, daß der Aländer nicht gerade ein Leckerbissen ist. Er gehört zur Gruppe der gemeinen Stinte und reist, wie der Lachs, zu dem er familienmäßig zu rechnen ist, zur Laichzeit im Spätfrühling in großen Scharen aus seinen Haffs und den Flußmündungen, wo er zu Hause ist, weit flußaufwärts, so daß man ihn dann, ähnlich wie den Hering, in Massen fangen kann. Seines an sich nicht guten Geschmacks wegen verwendet man ihn dabei oft sogar nur zur Tran- und Düngergewinnung.

Von diesem also nicht gerade als Delikatesse zu bezeichnenden Fisch hatte nun unsere Frau Bürgermeister den Korb voll. Und daraus sollte sie für den „Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen“ ein Gericht machen! Aber in knappen Zeiten werden sonst gering geachtete Dinge zu Kostbarkeiten, und selbst ein Kaiser muß vorliebnehmen, wenn nichts anderes da ist. So ging die Frau Bürgermeister resolut an die Arbeit. Sie entfernte Köpfe, Flossen und Eingeweide, säuberte alles sorgfältigst und legte die Fische in Essig. Die Hausfrau tut das sonst aus Gründen des Geschmacks nicht gern, aber hier war es angebracht. Dann eilte sie in den Garten, um von

dem, was sie dort schon an Sellerie und Petersilie, an zarten Zwiebeln, an feinen Blättchen des aromatischen Dills und sonstigem Würzkraut wußte, die benötigten Mengen hereinzuholen. Sie stellte den Fisch auf den Herd, und nachdem er bei mildem Feuer gar gezogen war, entfernte sie behutsam und sehr sorgfältig alle Gräten und fabrizierte dann mit allerlei Tricks, Zutaten und wiederholtem Abschmecken ein Fischgericht, das wohl nur eine Art Eintopf war, das aber nach Meinung der Köchin sich wohl essen lassen mußte. Etwas Bangen bedrückte dennoch ihr Herz, denn sie hielt es für selbstverständlich, daß ein Kaiser jeden Tag nur Gebratenes und Gesottenes aße. Was würde er zu ihrer Fischsuppe sagen?

Als der hohe Gast von dem Herrn Bürgermeister mit viel Verbeugungen hineinkomplimentiert wurde, begrüßte ihn die schlichte, biedere Hausfrau mit einem gar artigen Knicks und einem herzlichen Willkomm. Nach einigem Hin und Her freundlicher Worte trug sie auf, und man setzte sich zu Tisch. Der Zar, ein gesunder, kräftiger Mann und nach dem Werken des Vormittags mit einem rechtschaffenen Hunger versehen, langte zu und aß mit gesegnetem Appetit. Er tat seinen Gastgebern und vor allem der Köchin alle Ehre an, denn es schien ihm vortrefflich zu munden. Er ließ sich mehrfach nachreichen, und als er endlich, wundervoll gesättigt, mit der Serviette über den Mund strich, hob er in artiger Weise den Römer, trank der Hausfrau zu und sagte ihr und ihrer Kochkunst ein freundliches



Kompliment. Darüber errötete sie sehr, und ihre Hände strichen verlegen über den Schoß. Doch dann wollte der Zar wissen, was er denn eigentlich gegessen habe! Da war nun die gute Bürgermeistern doch ganz und gar aus der Reihe und vollkommen in Bedrängnis. Sollte sie ihm sagen, daß sie dem hohen Gaste den allergewöhnlichsten Fisch vorgesetzt habe? So stotterte sie etwas und, ganz durcheinander, brachte sie schließlich nur, in ihrer Befangenheit das alltägliche, gewöhnte Platt gebrauchend, den entschuldigenden Satz hervor: „Nehmen S' verleew, Herr Kaiser, s i n n k n a p p e T i e d e n!“ — „So, so“, meinte Majestät, „Knappetiden! Knappetiden!“, und er fügte hinzu: „Ein wundervolles Gericht, ein ganz köstliches Gericht, diese Knappetiden!“

Als sich der Zar schließlich von seinen Gastgebern verabschiedete, geschah es mit herzlichen Worten und vor allem mit nochmaligem Dank für die Knappetiden, die ihm so hervorragend gemundet hatten. Und als er dann anderntags dem Städtchen Lebewohl sagen mußte und der Bürgermeister ihm bis zur Stadtgemarkung das Ehrengelait gab, verfehlte er auch hier nicht, in seinen Abschiedsworten nochmals des ihm so gut in Erinnerung gebliebenen Gerichts zu gedenken: „Grüße Er mir nur auch seine Hausfrau schön und sage Er ihr, wenn ich wieder einmal hierher komme, soll sie mir wieder Knappetiden kochen!“

\*

Das also war die Geschichte, die uns das alte deutsche Muttel aus dem fernen Rußland mitgebracht hatte. Uns allen am runden Tisch hat sie viel Freude gemacht, und ich hoffe, daß sie nunmehr in dieser Nacherzählung auch manchem Leser ein freundliches Schmunzeln abnötigt.

Darüber hinaus aber darf sie uns wohl ein wenig nachdenklich machen. „Knappe Tieden“, sind sonst unerwünscht und eine Quelle der Sorgen und des Ärgers. Hier hatte sich nun wohl erstmalig ein Mensch über „knappe Tieden“ von Herzen gefreut. Und dazu war es noch der Zar von Rußland. Er hat dabei gezeigt, daß es auch dem Bauch des Hochgestellten nichts schadet, wenn er das ißt, was sonst nur für den „gemeinen“ Mann bestimmt ist, ja, daß es wohl recht gut für die Menschheit wäre, wenn der Hochgestellte das des öfteren tun müßte! — Weiter lehrt uns diese Geschichte, daß auch „knappe Tieden“ ihren Wert und ihren tieferen Sinn haben, wenn sie nur mit rechtem Verstehen getragen und mit rechter Liebe gewürzt werden.

Letztlich aber und nicht zum wenigsten strahlt aus dieser Geschichte ein stiller Glanz auf unser heimatliches Platt und läßt uns fühlen, daß es doch seinen eigenen Zauber hat und seine eigene anheimelnde Wirkung. Die Mundart ist ein kostbares Stück heimatlichen Schatzes, und sie ist wohl der Erhaltung wert. Selbst der größte deutsche Dichter hat dies gefühlt. Johann Wolfgang Goethe sagt: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.“

## Aus den Gründungstagen unserer Dörfer in der Prignitz

Das ist nun schon 821 Jahre her, daß im Jahre 1134 der Graf zu Ballernstädt am Harz, Albrecht der Bär, als Markgraf die Nordmark übernahm. Über ihn berichtet der Chronist Helmold: „Er vermochte durch Gottes Gnade seinen Anteil und sein Besitztum weithin auszudehnen, denn er unterjochte das Land der Brisanen, der Stoderanen und vieler Stämme, welche an der Elbe und Havel wohnten und zügelte die Aufsässigen unter ihnen. Zuletzt, da die Slawen allmählich verschwanden, schickte er nach Utrecht und den Rheingegenden, ferner zu denen, die am Ozeane wohnen und von der Gewalt des Meeres zu leiden hatten, nämlich an die Holländer, Friesen und Flamen, und zog von dort ein großes Volk herbei und ließ sie in Burgen und Dörfern der Slawen wohnen. Durch die herbeigekommenen Fremdlinge wurden auch die Bistümer Brandenburg und Havelberg sehr reich, weil die Kirchen sich mehrten und die Zehnten zu einem ungeheuren Ertrage anwuchsen.“ Vor allem waren es niedersächsische und fränkische Siedler, die 1134—1280 darangingen, die Wälder zu roden, die Sümpfe zu entwässern und Dörfer zu gründen. Die Aussicht auf wirtschaftliche Vorteile und Freiheiten hatte sie herbeigelockt. Die Hufe sollte erbliches Eigentum und bis zu 16 Jahren steuerfrei sein. Der Hufner war zunächst direkt dem Markgrafen untertan, ihm gegenüber zu Burg- und Wagendienst verpflichtet, zur Abgabe eines Wispels\*) Roggen pro Hufe und des „schmalen Zehnts“ (Kleinvieh) an die Kirche. Aber in dem Augenblick, wo der Markgraf seine Hoheitsrechte an Ritter veräußerte, und dieser dadurch zum Kopf der Markgenossenschaft wurde, änderte sich um 1300 auch das Besitzrecht des Hufners. In den darauf folgenden vier Jahrhunderten verliert er systematisch alle Anrechte an der Markgenossenschaft und versinkt in völlige Hörigkeit.

Der Ritter als Militär- und Verwaltungsperson bestellte sich einen „Lokator“, der einen günstigen Siedlungsplatz bestimmte, die Feldmarkgrenze markierte und die Fluraufteilung vornahm. Daß man nach altem Gewohnheitsrecht auf die Einhaltung der Hütengrenzen besondere Obacht gab, bezeugt der Sachsenspiegel 1230:

„Wer ein vie treibt uf eine andre marke an eine gemeine weide  
und he griphant, he gibt sechs phenige.“

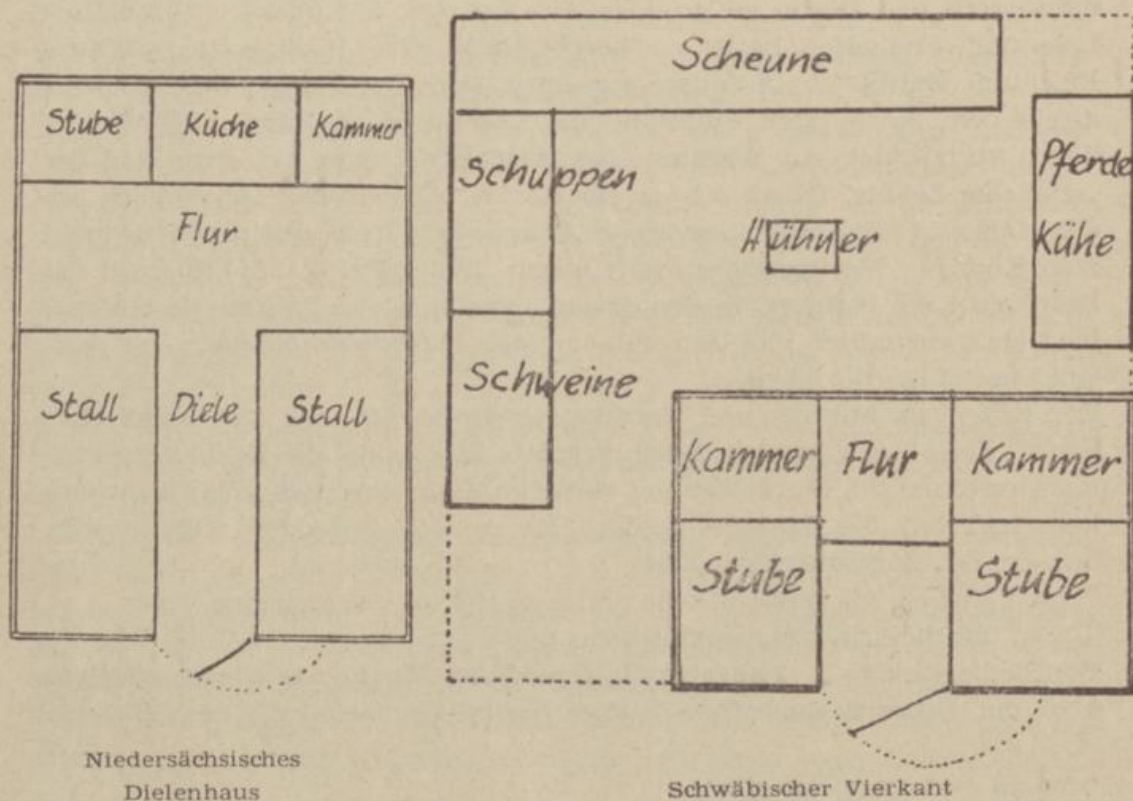
Der Siedler bekam 2—3 abgabepflichtige Hufen. Kirche und Pfarre erhielten 4—6, der Ritter 6 steuerfreie Hufen, die im Gemenge mit dem Bauern-

\*) Wispel = Hohlmaß von 1319 l



land lagen und von den Bauern mitbestellt werden mußten. Der Lokator, aus dem der spätere Lehnsschulze hervorging, segnete sich selbst mit 3—5 Hufen. Die Größe der Hufe schwankte nach der Güte des Bodens. Die Königshufe maß 31 ha und sank später bis auf 15 ha. Der Bauer selbst nannte sich Voll-, Halb- oder Drittelhufner. Zur Hufe zählte allein der Acker, nicht aber Hofstelle, Garten, Whörden (Kohlhöfe beim Dorf) und die Allmende (Wald und Weide). Lediglich die wendischen Kossäten hatten kein Besitzrecht an Acker. Sie besaßen nur Hof, Garten und Whörden. Sie wohnten als Imker und Tagelöhner an den Zufahrten zum Dorf. Unter den Hufnern spielte der Lehnsschulze die gewichtigste Rolle. Er hatte dem Markgrafen mit einem Roß zu dienen und war Amtswalter der niederen Dorfgerichtsbarkeit, die öffentlich auf der Dorfaue stattfand. Die Jagdgerechtigkeit auf der Feldmark gehörte dem ritterlichen Grundherrn als „Obereigentümer“. —

In den Dörfern wurden meist 12—13 Hufner angesetzt. An ihren Hausformen läßt sich noch heute ihre einstige Herkunft erkennen. Zwischen Lenzen und Dömitz wie in Mecklenburg ist diese Form niedersächsisch, im übrigen Gebiet fränkisch. Das Sachsenhaus mit Giebeleingang und Lehm-diele birgt Mensch und Vieh unter einem Dach. Der schwäbische Vierkant trennt Großvieh, Federvieh und Schweine.



Um 1850, als die Pflasterung der Straßen einsetzt, werden mit dem Entstehen der Dorfziegeleien die Strohdächer durch Dachpfannen verdrängt und die Fachwerke mit Backsteinen ausgesetzt.

Wie bei allen Siedlungsperioden beobachten wir auch hier ein festes, planvolles Schema sowohl in der Haus- und Hofform wie in der Dorf- und Wirtschaftsform. Dieser Kolonisationsperiode entspricht als Siedlungstypus der Rundling, da der mittelalterliche Bauer wesentlich Viehzüchter war und in Zeiten der Gefahr sein Vieh in die Mitte des Angers nehmen und den Dorfeingang verbarrikadieren konnte. Desgleichen weisen Steinmauern und Wehrkirchen vielerorts auf diese Verteidigungsbereitschaft hin. Daß der Rundling nur eine historische Durchgangsstufe war, bezeugt die regionale wie historische Begrenzung. Je mehr die Kolonisation sich zur Oder verlagerte und das Hauptausbreitungsgebiet an der Elb-Saalelinie zum Hinterland wurde, wich der Rundling dem Straßendorf. Aber noch heute erkennen wir die langhalsige Zufahrt. Wir sehen, wie sich der Rundling verkehrsfeindlich, wie ein Igel sich aufrollend, an die vorbeiführenden, einst ungepflasterten Zugwege legt. Häufige Dorfbrände der strohbedachten und schornsteinlosen Fachwerke ließen es ratsam erscheinen, einen Feuerweg hinter den Gehöften herumlaufen zu lassen. Erst allmählich lockert sich das starre Rundlingsschema zur Dreieckform wie Bresch oder zum Angerdorf wie Siggelkow, dessen durchlaufende Straße die Verkehrsfeindlichkeit aufgibt.

Die Wirtschaftsform ist die der Gewinnwirtschaft, der Brach- oder Feldgraswirtschaft. Die Felder lagen im Gemenge, d. h. der Acker wurde in jedem Frühjahr anteilmäßig neu vermessen, wobei die gesamte Markgenossenschaft gemeinsam über die Verteilung von Brache und Fruchtfolge beriet. In mehrjährigem Wechsel folgten der Brache Hafer, Witterroggen oder Weizen. Wege zu den Ackerschlägen gab es nicht, also mußten sich alle Flurgenossen dem Flurzwang unterwerfen. 1800 lagen beispielsweise in der Prignitz 10 Prozent in 3jähriger, 1,7 Prozent in 5jähriger, 24 Prozent in 6jähriger, 11,4 Prozent in 9jähriger und 4 Prozent in 12jähriger Brache. Der Ernteertrag war ein Viertel des heutigen. Trotzdem war die Brachwirtschaft gegenüber der wilden Feldgraswirtschaft der Völkerwanderungszeit ein riesiger Vorsprung. Zu regulärer Düngung mit Stallmist ging man erst 1765 über, als man das Vieh nicht mehr in den „Upställen“ und „Nachkoppeln“ über Sommer draußen ließ, sondern es in Stallfütterung nahm. Kühe, Schafe, Pferde, Schweine wurden von Schäfern, Kuh- und Schweinehirten-, ja selbst von Bauernkindern Tag und Nacht draußen gehütet, da Koppelzäune unbekannt waren. Vor allem die Schafe bildeten bei dem Großteil an Brache bis in das 16. Jahrhundert hinein das Rückgrat der Landwirtschaft. Die Wolle nahmen die Wollwebergilden der Städte, die Schafmilch kam auf den Markt. Die städtische Butterversorgung war gutsherrliches Privileg. Der Bauer brauchte seine Rinder ledig-

lich als Zugvieh. Die Schweinezucht basierte auf primitiver Eichelmast (Flurname: „Eichkoppel“). Bedeutend war die Imkerei wegen des Wachskerzenverbrauchs im katholischen Kultus, bevor 1539 die Prignitz protestantisch wurde. Interessant sind Klagen, die in den gemeinschaftlichen Weideverhältnissen auftauchen. 1787 wird der Erbpächter Wienecke zu Pampin verklagt, die gemeinsame Weide zu seinem Vorteil zu nutzen, indem er seinen Sohn, einen Schäfer, mit 70—80 Schafen zu sich genommen habe, wobei er selbst doch 20 Schafe hätte. Die Angelegenheit wird durch das Amt Grabow entschieden, daß Wienecke pro Schaf 3 Schillinge zu zahlen habe. Mit dem aufkommenden Kartoffelanbau 1765 und den Separationen 1785—1830 geht dieses romantische Hirtendasein zu Ende.

Wenige Erinnerungen haben sich aus dieser Zeit erhalten. Die Wasser- und Windmühlen leben nur in Flurbezeichnungen weiter („Mühlenkamp“). Webstuhl, Dreschflegel, Backöfen, Butterstampfer, Leinöllampen, Herde mit geschwärztem Rauchfang, Truhen, gestampfte Lehmfußböden und Strohdächer sind verschwunden. Sitten und Gebräuche der Spinnstuben sind verblaßt. Und wenn auch die alte Markgenossenschaft, wenn auch die Genossenschaften der Handwerkerzünfte und Kaufmannsgilden längst vergessen sind, so lebt doch das dem Deutschtum eingeborene Genossenschaftswesen in neuen Formen auf. Die alten gesellschaftlichen Zustände sind vergangen, und neue Generationen prägen das Bild einer durch die Technik und neue Gesellschaftsordnung sich verändernden Zeit.

WILLI WESTERMANN

### *Die alte und die neue Schule in Cumlosen*

„Dat verstoh ick nich, worüm de Görn hüt sovöl lärn mütt'n! Früher mök dat so'n Schoster orrer Schnieder so nämbi — un all sünd se grot worn. Ick häw jo nix dato intowenn'n wenn de Görn in hütiger Tied bät'n Schrim un Räken mer lärn as wie früher. Dat geit äm'n vörwärts mütt de Büldung. Öwer de Jung's sünd hüt to roh — un dat kümmt daher, dat de hüt towenig ut'n Katechismus lärn. Wie han damols sönne Kanon in de School, de kunn'n dänn Katechismus vörwärts un rückwärts.“ Dat vertell'n noch manch olle Lüh von de gote olle Tied.

Un dat de Jung's vör dänn ersten Weltkriech uck keene Engel wärn, wüll ick hüt ganz kott vertelln: „As mien Vadder hier in Cumlosen noch to

School güng, wärn in sien Klass luter bannig fixe Kärls. Un eener kunn bi dat Lärn mütt sien Köster nich eenig wär'n, so dat de Köster no dänn Knüppel griepen mütt, um siene Meinung hiermütt to unnerstrieken. Öwer de Bengel wär bannig driest, kricht äm in'n Kripps un sätt äm mütt dat Fensterkrüz up'n Rücken no buten. Da sitt de Köster nu un mütt dat Krüz in beiderlei Gestalt schläpen. He rafft sick öwer bald werrer up — un rönnt no'n Paster. De Preester kümmt, un de schrew dänn 'ne bannige Handschrift. Dänn Preester häd de Kopp dampft un dänn Jung dat Hinnerdeel qualmt. Jo, de Preester mök damols för düssen Köster ümmer de growen Arbeiten.“ Ick wüll bloß damütt säg'n, ganz alleen licht dat an dänn Katechismus uck nich. Hüt sünd de Jung's uck nich schlechter un nich bäter.

### *Wie begann es mit der Schule?*

Im Jahre 1573 wurde von Joachim II. eine Visitations- und Konsistorialordnung herausgegeben, worin es unter anderem auch heißt: „An jeder Pfarrkirche soll ein Küster angestellt werden als Vorsänger bei den Gottesdiensten, zugleich soll er die Jugend, sonderlich im Winter, im Katechismus unterrichten und fleißig in den Gesängen üben.“ Das war eben das Primäre. Mit dem Lesen und Schreiben wurde es noch nicht so genau genommen. Ja, zuviel Weisheit war für den damaligen Untertan des Grundherrn nur schädlich. Ein Untertan, ob Landarbeiter oder Bauer, mit Wissen könnte für die Obrigkeit gefährlich werden. Deshalb war vor dem Lesen und Schreiben die Auslegung des Katechismus im Sinne der Obrigkeit von außerordentlicher Wichtigkeit. Schauen wir uns einmal die „Verordnung vom 23. Octobr. 1717“ an. Da heißt es:

„Unsern gnädigen Gruß zuvor; Würdiger / Andächtiger / Lieber / Getreuer; Wir vernehmen mißfällig / und wird verschiedentlich von denen Inspectoren und Predigern bey Uns geklaget / daß die Eltern absonderlich auf dem Lande in Schickung Ihrer Kinder zur Schule sich sehr säumig erzeigen / und dadurch die arme Jugend in großer Unwissenheit / so wol was das Lesen / Schreiben und Rechnen betrifft / als auch in denen zu ihrem Heyl und Seeligkeit dienenden höchst nöhtigen Stücken / aufwachsen lassen / weßhalb Wir / umb diesen höchstverderblichen Übel auf einmahl abzuhelfen / in Gnaden resolviret / dieses Unser general Edict ergehen zu lassen / und darin allergnädigst und ernstlich zu verordnen / daß hinkünfftig an denen Orten wo Schulen seyn / die Eltern bey nachdrücklicher Straffe / gehalten seyn sollen / ihre Kinder (gegen zwey Dreyer wochentliches Schul-Geld von einem jeden Kinde) im Winter täglich / und im Sommer / wann die Eltern die Kinder bey ihrer Wirthschafft benöthiget seyn / zum wenigsten ein oder zweymahl die Woche / damit sie dasjenige / was im Winter erlernt worden / nicht gänzlich vergessen

mögen / in die Schule zu schicken / fals aber die Eltern das Vermögen nicht hätten; So wollen Wir / daß solche zwey Dreyer aus jeden Orts Allmosen bezahlet werden sollen. Dann wollen und befehlen Wir auch allergnädigst und ernstlich / daß hinführo die Prediger / insonderheit auf dem Lande alle Sonntage Nachmittage die Catechisation mit ihren Gemeinden ohnfehlbar halten sollen; Wie Wir dann Unseren Fiscalischen Bedienten zugleich aufgegeben haben / ein wachsames Auge zu haben / und die Contravenienten zur Bestraffung gehörig anzuzeigen. Wornach Ihr Euch also gehorsamst zu achten / diesen Unsern allergnädigsten Willen und Befehl Eures Orts behörig zu publiciren / und die Versehung zu thun habt / daß solches von denen unter Eurer Inspection stehenden Predigern gleichfalls fodersamst geschehe / auch in einem jeden Dorff ein Exemplar hievon affigiret / und das Abgelesene in der Kirche oder in der Pfarre verwahrlich beybehalten werde. Seynd Euch mit Gnaden gewogen. Berlin / den 23. Octobr. 1717.

Und wer wurde nun Schulmeister? Ich möchte an dieser Stelle nicht das „Patent, daß zu Küstern und Schulmeistern auf dem platten Lande / außer Schneidern / Leinwebern / Schmieden / Redemachern und Zimmerleuten / sonst keine andere Handwerckern angenommen werden sollen. Sub dato Berlin / den 10. Novembr 1722“ vergessen. Es heißt da weiter: Demnach Seine Königl. Majestät in Preußen / u. Unser allergnädigster Herr / benachrichtiget werden / wie daß diejenigen Handwercker, welche auf dem platten Lande nach den deshalb unterm 4. Junii 1718 publicirten principiis regulativis nicht geduldet / sondern in die Städte zu ziehen angehalten werden sollen / anjetzo die meisten Küster- und Schulmeister-Dienste zu erhalten suchen / um also Gelegenheit zu haben / ihr Handwerck auffm Lande mit und bey solchem ihrem Officio den ergangenen Verordnungen zuwider treiben zu können: So befehlen allerhöchst gedachte Seine Königliche Majestät allen und jeden Kirchen-Patronen / wie auch den Beamten / welche in Dero höchsten Nahmen an den Orten / wo Seine Königliche Majestät das J. Patronatus haben / die Küster und Schulmeister zu bestellen pflegen / hiedurch allergnädigst / zu den auf dem platten Lande vacant werdenden Küster- und Schulmeister-Diensten hinführo keine andere Handwercker als nur diejenigen / so auch nach obangezogenen Principiis regulativis auf dem platten Lande geduldet werden können; als das sind Schneider / Leinweber / Schmiede / Redemacher und Zimmerleute / zu bestellen und anzunehmen. Uhrkundlich haben Seine Königliche Majestät dieses offene Patent unter Dero eigenhändigen Unterschrift und aufgedrucktem Königlichen Insiegel allergnädigst vollzogen, und überall gewöhnlicher massen publiciren zu lassen befohlen. Gegeben Berlin — den 10. Novembr. 1722.

Fr. Wilhelm.“

**ARTEN**

Das ist

**Rüstern**

Und

**Schulmeistern**

**Auf dem platten Sande/**

Außer

**Schneidern / Leinwebern**

**Schmieden / Rademachern**

**und Zimmerleuten /**

**Sonst keine andere Handwerker angenommen**

**werden sollen.**

**Sub dato Berlin / den 10. Novembr. 1722.**

**BEZIRK /**

**Bedruckt bey Gotthard. Schlechtiger, Königl. Preuss. Hof Buchdr.**

*Das Schulwesen entwickelt sich weiter*

Im Jahre 1839 wurde in unserem Ort das zweite Schulhaus errichtet. In der Rechnungslegung der Spenden für die Hochwasserkatastrophe im Jahre 1838 im Ländchen Cumlosen wurde ausdrücklich angeordnet, daß die Gemeinde Cumlosen auf die beschädigten GemeinGrundstücke 300 thl. unter der Bedingung erhalte, daß sie solche zur Bezahlung des rückständigen Kaufgeldes für ihr zweites Schulhaus mitverwende.

Interessant ist zu hören, daß die Einwohnerzahl unseres Ortes im Jahre 1882 nur 630 Seelen betrug und 106 schulpflichtige Kinder vorhanden



Die Zentralschule in Cumlosen

Foto: Podiebrad

waren, woran in der 1. Klasse 49 und in der 2. Klasse 57 unterrichtet wurden. Der Schulpatron war seinerzeit der Graf Wilamowitz-Möllendorf auf Gadow. Die I. Lehrerstelle war verbunden mit einem Kirchenamte und wurde vom Jahre 1875 ab von Kantor Rönneburg verwaltet. Als Lokalschulinspektor galt der Pastor Mummelthey. Daß der Lehrer damals nicht gerade auf Rosen gebettet war, sagen uns die folgenden Zahlen: Die erste Stelle hatte 900 Mk und die zweite Stelle 630 Mk Einkommen seit dem Jahre 1875. Sogar Schulgeld mußte bis zum Jahre 1888 von den Eltern der Schulkinder gezahlt werden.

#### *Ein Fortschritt in der Allgemeinbildung*

Unsere Väter vor dem ersten Weltkriege hatten schon die dreiklassige Schule und waren somit erheblich fortgeschritten. Infolge der besseren Lebenshaltung und der Entwicklung der Technik trat auch das Bildungsbedürfnis hervor. Was aber für ein gewaltiger Unterschied liegt zwischen Separationszeit und heute! Bei den damaligen Separationsverhandlungen in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatten nur wenige der Beteiligten mit ihren Namen unterschrieben. Die meisten gaben ihre Zustimmung durch ein Handzeichen, bestehend aus drei Kreuzen. Heute ist das Lesebedürfnis auch der alten Einwohner rege, eine reichhaltige Dorfbibliothek mit ausgewählten Werken steht hierfür zur Verfügung.

### *Gerade für die Allgemeinbildung wird Großes getan*

Am 15. Oktober vor einem Jahr wurde unsere Zentralschule eingeweiht. In hellen, schmucken Räumen werden unsere Kinder ein Wissen bekommen, wie es bisher auf einem Dorfe niemals möglich war. Was wurde bisher für unsere Schule schon alles an Lehr- und Lernmaterial angeschafft! Da haben wir Mikroskope, Lupen, Präparate, Modelle, Stromversorgungsgerät, Pantograph, Rundfunkgerät, Akkordeon, Sammlungsschränke, Optische Bank mit Zusatzgeräten, neuerdings sogar ein Klavier und vieles mehr. Der Unterschied im Bildungsniveau der Schulen in Städten und Dörfern ist verschwunden. Das ist ein wichtiger Schritt zur Aufhebung des Unterschiedes zwischen Stadt und Land. Unsere Kinder erhalten bereits in der Grundschule ein Wissen vermittelt, wie das noch zu keiner Zeit der Fall war und auch nicht sein konnte. Unser Staat der Arbeiter und Bauern wird noch viele solcher und immer schönere Schulen bauen. Mit unserm Schulbau in Cumlosen wollen wir auch den Schulleiter Muchow nicht vergessen, der bei allen Schwierigkeiten während des Schulbaues mit unermüdlichem Fleiß sich für die Fertigstellung einsetzte.

Ing. R O Y E

## **DER GNEVSDORFER VORFLUTER (VERLEGUNG DER HAVELMÜNDUNG)**

Das Sommerhochwasser des vergangenen Jahres hat bei allen die Erinnerung an Wasserkatastrophen der letzten Jahrzehnte wachgerufen. Katastrophen, die uns die verheerende Wirkung des Wassers zeigten, wenn es, ungehemmt über die Ufer der Flüsse tretend, Brücken, Deiche und Häuser zerstörend, große Not und unermesslichen Schaden den Menschen bringt. Aber immer wieder dem Wasser trotzend, immer wieder entrissenen Boden zurückerobernd, bannt und nutzt der Mensch die Kräfte, zwingt den Wasserlauf in gewollte Bahnen, baut neue Deiche, errichtet Stauwehre, Rückhaltebecken und gewaltige Talsperren, so sich und seinem Schaffen größtmöglichen Schutz gebend.

Seit Jahrhunderten leidet die Niederung der Havel zwischen Havelberg und Rathenow unter Wassernöten, die nur zu einem kleinen Teil durch die Havel und ihre Nebenflüsse dieses Gebietes verursacht werden. Die Havelniederung bildet vielmehr ein natürliches Rückstau- bzw. Entlastungsbecken für Hochwasser der Elbe. Ab bestimmten Wasserständen erhält die Elbe an der Havelmündung bei Quitzöbel ein entgegengesetztes,



ein rückläufiges Gefälle. Stunde um Stunde, Tag für Tag läuft Elbwasser die Havel aufwärts und staut weit in die Havelniederung hinein. Das Ausmaß dieser Entlastung von Elbwasser wird übersehbar, wenn gesagt wird, daß im ungünstigsten Falle sekundlich bis 580 Kubikmeter und insgesamt bis 175 Millionen Kubikmeter Elbwasser einströmten und zusammen mit dem Eigenwasser der Havel und ihren Nebenflüssen bis 390 Millionen Kubikmeter Wasser zwischen Havelberg und Rathenow aufgespeichert worden sind. Unvorstellbar groß war die Not und das Elend der betroffenen Anlieger der Havel bei schweren Katastrophenhochwassern, wie im Juni 1926, als fast 30 000 Hektar wertvolle Wiesen und Äcker unter Wasser gesetzt wurden und das aufgespeicherte Wasser wochen- und monatelang infolge der zu hohen Lage der Havelmündung im Rückstau-becken stehen blieb. Diese Überschwemmungen vernichteten Ernte auf Ernte und verhinderten eine geregelte und intensive Bewirtschaftung der landwirtschaftlich genutzten Flächen.

Der eigentliche Vorgang der Einströmung ist erklärlich, da die Havelsohle gegenüber der Elbsohle auf ihrem fast parallelen Lauf unterhalb Havelberg 62 cm bei Kilometer 3,0 und in Havelberg 127 cm tiefer als die Elbsohle liegt. Beim Juli-Hochwasser 1954 stand die Elbe in Havelberg 4,29 Meter höher als die Havel. Hinzu kommt ferner der vor allem sich ungünstig auswirkende Umstand, daß die Elbe steil ansteigende, dagegen die Havel flache langgestreckte Hochwasser führt.

Die Geschädigten der Havelniederung baten immer wieder um Schutz vor diesen gewaltigen Überschwemmungen und verlangten die Verlegung der Havelmündung bis bei Wittenberge, um so jedes Eindringen von Elbwasser zu verhindern. Es vergingen Jahrzehnte, ehe Schritte unternommen wurden, die eine Verbesserung versprachen. Eingehende Untersuchungen und Berechnungen ergaben dabei, daß ohne Entlastung von Elbwasser die Scheitelstände der Elbhochwasser bis zu 50 cm erhöht würden. Dieser zusätzlichen Belastung sind aber die Elbdeiche unterhalb der Havelmündung in der heutigen Höhe und Stärke nicht gewachsen, und sie würden ferner bei Ausbau für die neue Beanspruchung derartige Mittel benötigen, die wiederum in keinem Verhältnis zum erzielbaren Nutzen stehen. Es waren daher Maßnahmen vorzusehen, die ohne Vollabschluß der Havelmündung durchgreifende Verbesserung garantierten. Sie haben zusammengefaßt die Verbesserung der Hochwasser-, Vorflut- und Schiffsverkehrsverhältnisse unterhalb Rathenow zum Ziele. Der erwünschte Erfolg jedoch ist erst mit der Fertigstellung des Gnevsdorfer Vorfluters im Jahre 1956 als erfüllt zu betrachten. Diese erforderlichen Baumaßnahmen sind folgende:

1. Ausbau der Havel unterhalb Rathenow, um die hydraulische Leistungsfähigkeit des Flusses zu vergrößern und um die Schiffsverkehrsinteressen zu wahren.

2. Bau eines in Havelberg zur Elbe abzweigenden Schiffahrtskanals mit Schleppzugschleuse.
3. Abschluß der Havelniederung gegen Rückstau der Elbe durch Verlegung der heutigen Havelmündung.
4. Bau einer Entlastungsanlage bei Neuwerben, um höhere Hochwasser in der Elbe wie zu Zeiten der natürlichen Entlastung zu verhindern.

In den Jahren 1931—1936 wurde daraufhin der Ausbau der Havel zwischen Rathenow und Havelberg durchgeführt und weiter der Schiffahrtskanal mit Schleuse bei Havelberg errichtet, wodurch die Havel unterhalb Havelberg jede Bedeutung für die Schifffahrt verloren hat. Ferner wurden bei Quitzöbel zwei Wehre mit zusammen 75 Meter Durchflußbreite errichtet. Sie sind 1937 in Betrieb genommen und seitdem ihrer Aufgabe und zwar Stauhaltung für Schifffahrt und Landeskultur in der unteren Havel und Drosselung von einströmendem Elbwasser, vor allem beim Juli-Hochwasser 1954, mehr als gerecht geworden. Nach 1936 waren nachstehende Aufgaben durchzuführen:

Verlegung der Havelmündung von Krügerswerder um 7 km elbabwärts nach Gnevsdorf. Durch diese Verlegung wird in Zukunft der Rückstau bzw. das Einströmen von Elbwasser fast aufgehoben und ferner durch den Gewinn von 1 m Gefälle die Vorflut für die Havel weitaus günstiger. Die Havel bei Krügerswerder ist durch den linken Vorfluterdeich hochwasserfrei abzuschließen.

Anlage eines Durchstiches und Wehres zwischen Elbe und Havel bei Neuwerben. Hier erfolgt in Zukunft bei bestimmten Wasserständen der Elbe die Entlastung von Elbwasser zur Havelniederung nach genau ausgearbeiteten Bedienungsregeln für das Wehr.

Bau eines Stauwehres kurz oberhalb der Einmündung des Vorfluters in die Elbe bei Gnevsdorf. Das Wehr hat die Aufgabe, in trockenen Zeiten den Grundwasserstand der Ländereien längs des Vorfluters zu heben.

Nachstehende kurz zusammengefaßte Gegenüberstellung zeigt nochmals den großen Wert des Gnevsdorfer Vorfluters mit dem Neuwerbener Durchstich:

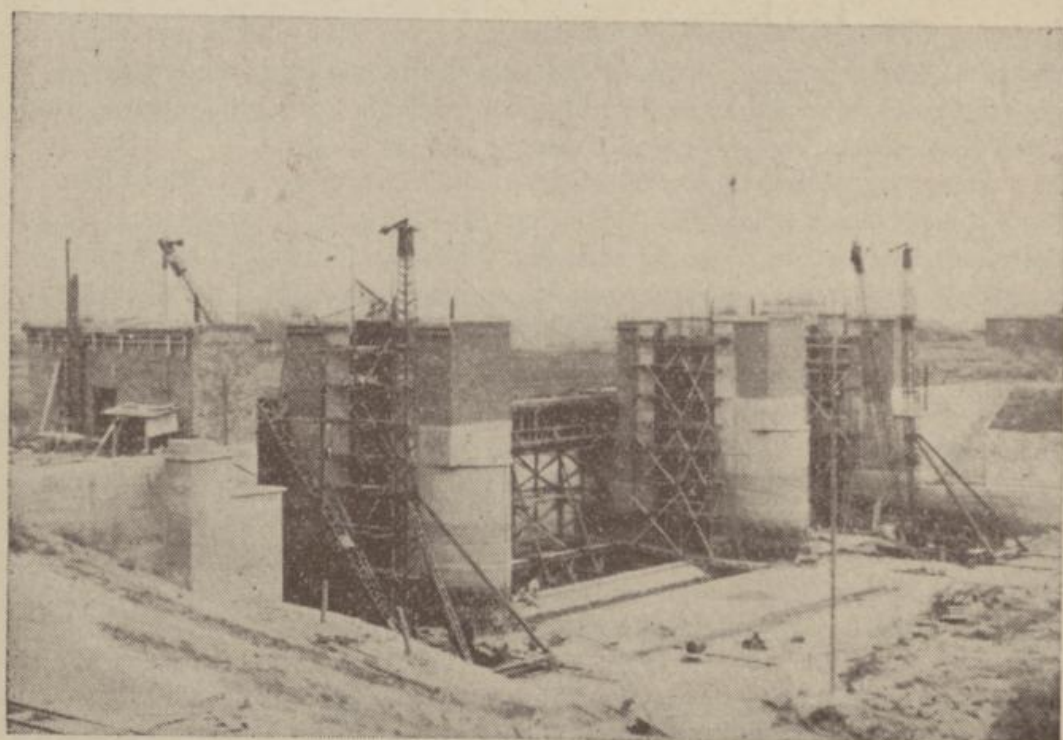
Früher ein natürliches aber völlig ungehindertes Einströmen von Elbwasser über die Havelmündung in die Havelniederung. Durch die hohe Lage der Havelmündung erfolgte nach Fall des Hochwassers in der Elbe nur ein langsames Abfließen der eingeströmten Wassermengen und des Eigenwassers der Havel. Hierdurch stand die Havelniederung bei Katastrophenhochwassern wochen- und monatelang unter Wasser. Eine hochwertige und intensive Bewirtschaftung der Ländereien war daher nicht möglich.

Durch die Verlegung der Havelmündung nach Gnevsdorf fällt ein Einströmen von Elbwasser aus. Um jedoch eine zu starke Beanspruchung der Elbdeiche durch Fortfall der früheren ungehemmten Entlastung von Elb-



Betonieren der Fundamente Wehr Neuwerben

Aufn.: Ziemer



Montage der Rollschützen am Wehr Neuwerben

Aufn.: Stade

wasser zu verhindern, kann auch in Zukunft auf die Havelniederung als Auffangbecken für Elbwasser nicht verzichtet werden. Für diese Entlastung dient das Neuwerbener Wehr. Hier wird jedoch das Einströmen von Elbwasser nach einer besonderen Bedienungsvorschrift geregelt, wodurch nur bestimmte Mengen entlastet und die früheren Einströmungsmengen nicht mehr erreicht werden. Durch die neue und tiefere Lage der Havelmündung bei Gnevsdorf ist weiterhin schnellster Abfluß des Elbe- und Havelwassers aus der Niederung garantiert.

Die Überschwemmungsfläche der Havelniederung im Gebiet zwischen Rathenow und Havelberg und zwischen Kamern und dem Dreetzer See hatte zu Zeiten der natürlichen Entlastung eine Größe von 32 000 Hektar landwirtschaftliche Nutzungen. Nach den Arbeiten in den Jahren 1931—1940 und insbesondere durch die Inbetriebnahme der Quitzöbeler Wehre wurde diese Fläche auf 29 000 Hektar herabgesetzt. Nach Fertigstellung des Gnevsdorfer Vorfluters im Jahre 1956, wobei der Höchststand der Überflutungshöhe in der Niederung mit 4,60 m am Pegel Havelberg gehalten wird, werden für zusätzlich 7000 Hektar landwirtschaftliche Flächen voller Hochwasserschutz erzielt. Die restlichen Flächen erhalten Hochwasserschutz in den Wachstumsperioden und eine bedeutende Verkürzung der Überflutungsdauer. Diese wenigen Angaben unterstreichen den hohen volkswirtschaftlichen Wert der gesamten Anlagen.

Den Umfang der seit 1949 auszuführenden Arbeiten zeigt nachstehende Aufstellung:

Gesamte Bodenbewegung	1 450 000 Kubikmeter
Befestigungen an Böschungen, Vorländern und Deckwerken	500 000 Quadratmeter
Beton und Stahlbau	12 000 Kubikmeter
Konstruktionen des Stahlwasserbaues und Brückenbaues	700 Tonnen

Mit den Arbeiten am Gnevsdorfer Vorfluter wurde im Jahre 1937 begonnen und hierbei der rechtsufrige Deich von Gnevsdorf bis Quitzöbel fertiggestellt und das Vorfluterprofil von Gnevsdorf bis Abbendorf gebaggert. Mit Kriegsanfang kam die Maßnahme zum Erliegen. Dank der Initiative der Wasserwirtschaft und der großzügigen Unterstützung und der Friedenspolitik der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik konnten die Arbeiten im Jahre 1949 wieder aufgenommen werden. Schwerpunkt im Rahmen der gesamten Maßnahme war das Neuwerbener Wehr. Die zeitbedingten Schwierigkeiten bei der Errichtung dieses großen Bauwerkes mit 48 m Durchflußbreite und 8,20 m Stauhöhe und dem größten Stahlwasserbau in unserer Republik seit 1945, sind vergessen. Das Wehr wurde am 30. April 1954 in Betrieb genommen und bereits  $\frac{1}{4}$  Jahr später einer großen Belastungsprobe unterzogen: Am 17. Juli stieg bei einer zulässigen Stauhöhe von 8,20 m der Elbwasserstand auf 7,91 m über Wehrsohle an.



Aufn.: Roye

Die fertiggestellte Wehranlage Neuwerben beim Juli-Hochwasser 1954

Da auch in demselben Jahr das Gnevsdorfer Sommerstauwehr und die Erdarbeiten am Neuwerbener Durchstich fertiggestellt werden konnten, ist das Jahr 1954 das Jahr des größten Erfolges seit 1949, jedoch zugleich auch ein Jahr des Verhängnisses. Das schwere Sommerhochwasser hat viel Arbeit und Einsatz auf unserer Baustelle zunichte gemacht. Aber auch das Jahr 1955 mit seinen monatelangen zu hohen Elbwasserständen und mit seiner langen Frost- und Schlechtwetterperiode hat Schaden, Ausfall und Rückstand gebracht. Das Ziel jedoch, bereits in diesem Jahre 40 Prozent der vollen Kapazität zu erfüllen und im nächsten Jahre die gesamte Anlage fertigzustellen, wird dennoch erfüllt.

So wird 1956 mit dem Gnevsdorfer Vorfluter eine Reihe von Maßnahmen abgeschlossen, die 1931 begonnen wurden und die die Verbesserung der bis dahin völlig unzureichenden Verhältnisse für Landeskultur und Schifffahrt in der unteren Havel zum Ziele haben. Damit werden vor allem die langanhaltenden, katastrophalen Überschwemmungen der vergangenen Zeiten beseitigt und für wertvolle Äcker und Wiesen in der Havelniederung Vorteile geschaffen, die nunmehr eine nutzbringende und ertragsteigernde Umstellung der gesamten Acker- und Grünlandwirtschaft in dem betroffenen Gebiete gewährleisten.

*Sind sie vergessen?*

## Heiteres von alten Perlebergern

Unsere Zeit ist so schnellebig, daß man das Gestern so gut wie endgültig vergessen hat. Man hat mit sich selbst und seiner Zeit zu tun und kann sich nicht mehr zurückflüchten zu Erinnerungen, die einst heiter und licht waren und die verschüttet sind. Wenn ich hier nun von einigen Perlebergern erzähle, sie nur kurz erwähne oder vielleicht etwas Heiteres aus überlieferter Erinnerung zu berichten habe, so wird mancher Leser dieses Blattes sagen: „Richtig, so war es“, oder auch, „mir hat man es etwas anders erzählt.“ — Er wird sich auch wohl der Namen erinnern, die hier Erwähnung finden, wird von sich aus einiges hinzufügen können und wird auch wohl manchen ihm vertrauten Namen vermissen. Es liegt mir aber fern, eine Art Chronik schreiben zu wollen, sondern ich greife lediglich aus der Fülle der Gestalten ein paar kleine Gelegenheiten heraus, um sie noch einmal lebendig zu machen, ehe sie vielleicht ganz ins Vergessen zurücksinken, denn die, die mit ihnen lebten, sind heute betagt, werden eines Tages dahingehen und ebenfalls vergessen sein. Vielleicht aber findet irgendein Leser einen Faden, der sich von dem Gesagten in unsere Gegenwart hinüberspinnen ließe, so daß das Gestern noch einmal hell und leuchtend aufzustehen vermöchte.

Wer von den alten Perlebergern noch Vereinsbilder aus den Jahren 1904 bis 1913 besitzt, schaue sie sich einmal in einer stillen Stunde an. Er wird auf sehr vielen, zumeist in der ersten Reihe sitzend, einen älteren unteretzten Herrn finden, in weißer Weste, mit graumelierten Locken und einem Vollbart. — Der Perleberger Dichter von anno dazumal. — Der Buchdruckereibesitzer Ferdinand Mancke. — Ich erinnere mich seiner noch sehr deutlich, denn es verging wohl kein Nachmittag, an dem er nicht um 17 Uhr in Begleitung des hageren alten Jacob Brinn bei meinem Vater im Kontor erschien und sich dort erzählend für eine Stunde breit machte. Sein Anzug roch immer etwas muffig. — Damals war er der große Mann in Perleberg. Es gab keinen Staatsfeiertag, kein größeres örtliches Ereignis, das er nicht irgendwie dichterisch verwertet hätte. Diese Arbeiten erschienen in dem von ihm geleiteten Kreisblatt für die Westprignitz. Ob sie jemals gesammelt veröffentlicht worden sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Ein solcher Band würde auch heute wohl nur lokalen Wert besitzen, zu sagen hätte er uns wahrscheinlich gar nichts mehr. Als er kurz

nach dem ersten Weltkrieg starb, tobte die Inflation in deutschen Landen, und unter ihrem Wehen wurde er vergessen. Heute weiß kaum jemand mehr, wer Ferdinand Mancke gewesen ist.

Ein anderer hingegen dürfte noch etwas lebendiger geblieben sein: der Gastwirt Wilhelm Wietz. Es werden die prachtvollsten Anekdoten von ihm erzählt, sie allein würden ganze Seiten füllen, aber ich will nur von zwei sehr netten berichten:

Eines Abends sehr spät betritt noch ein Gast das Wietzsche Lokal, um dort zu übernachten. Natürlich will er auch etwas essen, und so fragt er, was die Küche noch zu bieten habe.

Wilhelm Wietz meint: „Een Beefsteak und een Wost, aber det Beefsteak eet ick.“ Und damit war dann die Küchenfrage restlos geklärt.

Eine andere, etwas drastische Geschichte wird aus dem Jahre 1907 berichtet. Verschiedene Perleberger sind zum Deutschen Turnfest nach Frankfurt/Main gefahren, unter ihnen Wilhelm Wietz. Eines Abends sitzen sie plaudernd im Lokal beisammen und Wietz erzählt, daß er in Mainz Soldat gewesen sei. Mein Vater, der auch zu dieser Runde gehörte, fragte: „Wann war denn das?“

„Na, so vor achtzehn Jahren.“

„Dann hast Du doch sicher auch eine Braut gehabt.“

„Natürlich, Soldat ohne Braut gibt es ja gar nicht.“

Und Wilhelm Wietz packt Soldatenerinnerungen aus. So etwas beansprucht natürlich Zeit, und so geht mal der eine, mal der andere für eine kurze Spanne hinaus. Als sie wieder alle zusammensitzen, tritt plötzlich ein junger Mann an den Tisch heran: „Entschuldigen die Herrn, sind Sie vielleicht aus Perleberg?“

Man bejahte es. „Ja, ich wüßte wohl gern, ob ein Herr Wilhelm Wietz unter Ihnen ist?“

Wietz setzt sich in Positur: „Ja, dat bin ick.“

Und nun fällt der junge Mann Wietz um den Hals: „Gottseidank, Vater, daß ich dich gefunden habe, Mutter hat mir schon soviel von Dir erzählt.“ Wietz ist natürlich verdutzt, aber die ganze Meute lacht und brüllt. Der junge Mann darf also Platz nehmen, Wietz wird zu seinem prächtigen Sohn beglückwünscht und braucht jetzt nur noch zu bezahlen, denn ein solches Familienereignis muß natürlich gefeiert werden. Es stellt sich nun heraus, daß Mutter schon ein paar Jahre tot ist und der Sohn bei einem Onkel im Betrieb arbeitet. Alles ist wunderschön. Der Abend geht hin, das Fest geht hin, und man fährt wieder nach Perleberg. Und hier erst erfährt Wietz, daß sein Sohn weiter nichts war als eine Erfindung seines Turnbruder Ludwig v. Rönne. Wietz hat gelacht und geflucht zugleich, nur daß diesmal Ludwig die Zeche bezahlen mußte.

Noch von einer dritten bekannten Persönlichkeit möchte ich erzählen: Bäckermeister Johannes Buwert. — Ehe er sein Geschäft abgab, also in

den zwanziger Jahren war er Stammkunde bei der Commerz- und Privatbank. Jeden Vormittag kam er in Arbeitskleidung herüber und zahlte seine Einnahmen ein. Es war damals üblich, daß gute Kunden mit Zigarren bedacht wurden. Man begab sich dann ins Direktorenzimmer, und dort wurde geplaudert und geraucht. Zuweilen kam der Herr Direktor aber auch mit der Zigarrenkiste heraus und bot die Zigarre im Schalterraum an. Eines Tages ist also Buwert auch wieder einmal erschienen. Der Direktor begrüßt ihn und fragt: „Na, Herr Buwert, eine Zigarre gefällig?“

„Bin gar nicht abgeneigt.“

Der Direktor macht kehrt und kommt mit der Kiste zurück. Buwert nimmt ihm die Kiste aus der Hand, sieht sich die Banderole an, reicht sie zurück und meint: „Bringen Sie man die andere Kiste.“

Und so geschah es. Buwert zündete sich genießerisch die andere Zigarre an, und ein Schmunzeln ging durch die sonst so strengen arbeitsschweren Räume der Commerzbank.

Noch von einem anderen lieben Menschen soll hier die Rede sein, der zwar nicht zu den bekannten Stadtoriginalen gehörte, der aber im Kreise seiner Berufskameraden den Ruf seltener Originalität besaß, von dem Steuersekretär Johannes Wendt. Sein einer Arm war nahezu gelähmt, und seinen Buchhalterposten versah er mit Ruhe und ohne Übereilung. Es war nun im Finanzamt eingerissen, daß das Personal oft fünf bis zehn Minuten zu spät kam. Warum soll man schließlich auch pünktlich kommen, wenn der Herr Regierungsrat erst um 9 statt um 7 Uhr erscheint. Aber zuweilen geht es doch seltsam in der Welt zu. Jedenfalls hatte der Herr Regierungsrat die Angewohnheit, gelegentlich einmal pünktlich zu kommen und den Anmarsch seiner Getreuen zu kontrollieren. So steht er eines Tages um 7 Uhr vor der Tür, wird begrüßt und grüßt wieder. Zehn Minuten nach sieben biegt ganz langsam Hannes Wendt um die Ecke, überschreitet den Damm, geht zur Gartenpforte und grüßt: „Morgen, Herr Regierungsrat.“

„Morgen, Herr Wendt. — Herr Wendt, es ist 10 Minuten nach sieben.“

Wendt zieht seine Uhr: „Stimmt genau, Herr Regierungsrat“, und durchschreitet würdevoll das Eingangstor. Passiert ist ihm gar nichts, denn diese Antwort hatte selbst ein Regierungsrat nicht erwartet.

Jahre später, der Herr Regierungsrat war schon versetzt worden, und Bubi war Personalchef. Bubi fühlt sich nun eines Tages bemüßigt, weil auch er immer erst um halb neun Uhr erscheint, in einer Dienstbesprechung über Dienstauffassung zu reden. Auch das Zuspätkommen nimmt einen breiten Raum ein. „Nicht wahr, Hannes“, meint er zu Wendt, „um sieben ist Dienstbeginn.“

Hannes nickt: „Verstehe, — aber sag mal, früher zu kommen braucht man doch nicht?“

„Natürlich nicht, nur pünktlich.“



„Na, weißt Du, dann mach mir doch mal vor, wie sechzig Mann punkt sieben Uhr durch die Pforte kommen sollen.“

Und darauf herrschte Schweigen im Walde. Hannes hatte auf der ganzen Linie gesiegt.

Sie sind wohl nahezu vergessen, sie alle, von denen ich heute sprach. Erwecken wir sie in diesen Blättern ein wenig zum Leben. Ich weiß, daß es noch viel Gleichartiges zu berichten gäbe, Heiteres und auch wohl solches, was direkt mit dem Leben und Werden unserer Heimatstadt verbunden ist. Es wäre gewiß nicht das schlechteste, wenn wir uns auch einmal jener Männer erinnerten, die, ohne gerade Originale zu sein, unser heutiges Stadtbild wesentlich geformt und gestaltet haben. Ich denke dabei z. B. an den 1910 verstorbenen Bürgermeister Felix Schönermarck, der vielleicht als Bürgermeister das meiste für unsere Stadt getan hat, was je ein Bürgermeister tat. Vielleicht findet sich ein alter Perleberger, der bereit wäre, einiges von seiner Arbeit zu schreiben, er würde damit unserer Heimat einen guten Dienst erweisen und ans Licht heben, was verschüttet zu werden droht.

G. KRAUSE

### *Auffallende Wandlungen in der Lebensweise und der Verbreitung unserer Vogelwelt*

Das Hausrotschwänzchen, einer unserer ersten heimatlichen Frühlingsboten, war ehemals ein Bewohner der felsigen Gebirge, ebenso wie unsere Mehlschwalben (*Chelidon urbica*), die noch heute u. a. in Norwegen an den steilen Felswänden der Fjorde in Kolonien ihre kugeligen Nester bauen, während sie sich bei uns in Kies- und Sandkuhlen eingewöhnt haben.

Der Mauersegler, der im Sommer über unsere Häuser schreiend dahinfegt, ist ebenfalls Alpenbewohner und bezieht in der Ebene Mauerlöcher in Türmen und hohen Giebelwänden. Mit Vorliebe benutzt er Starkästen. Und da er im Frühjahr erst Ende April eintrifft, sind die Nistkästen meistens schon von brütenden Staren besetzt. Diese vertreibt er nun in brutalem Kampf aus ihrem Heim, wobei dann das Gelege total zerstört wird. Auf diesen Trümmern zeitigt er seine Brut, nachdem er die Unter-

lage mit seinem Speichel überzogen hat. Hermann Löns nennt ihn wegen seines reißenden Fluges „Vogel Wub“. Alljährlich verunglücken viele an den hohen Telefonleitungen. Als erster tritt er den Rückzug Anfang August an.

Die Gebirgsbachstelze, die Bewohnerin der Mittelgebirge, ist seit etwa 50 Jahren in die Tiefebene eingewandert, wo sie an der Stepnitz in der Stadt Perleberg, am Mühlengraben und auf den Rieselwiesen sowie bei Neumühle u. a. beobachtet werden kann.

Aus dem Süden ist der Girlitz bei uns seit den neunziger Jahren erschienen, der jetzt überall in den Gärten an den Stadträndern, Friedhöfen und Parks ein gern gesehener Gast ist. Er ist die kleinste Finkenart und der nächste Verwandte unseres Kanarienvogels.

Der prächtige rotbrüstige Bluthänfling ist leider auffallenderweise selten geworden.

Die Haubenlerche war ehemals eine Bewohnerin der weiten russischen Steppen und kam erst mit den Freiheitskriegen um 1810 etwa nach Deutschland, den Rückzugsstraßen der napoleonischen Heere folgend, wo ihr selbst im tiefen Winter der Pferdedung die spärliche Nahrung bot.

Die Amsel oder Schwarzdrossel war früher eine typische Waldbewohnerin, aber seit den achtziger Jahren hat sie in Wittenberge im alten Friedhof ihren Einzug gehalten, wo sie jedoch bald durch ihre starke Vermehrung die Singdrossel und Misteldrossel verdrängte. Auch hat sie sich den neuen Verhältnissen schnell in der Weise angepaßt, daß sie ihre Brut auch in Hauswandnischen, Mauerhöhlen und Efeuwänden großzuziehen versteht. Die Kohlmeise, die heute vorwiegend Stadtgärten, Friedhöfe und Parks bewohnt, benutzt bei mangelnden Nisthöhlen eiserne Gartenpumpen und gelegentlich Briefkästen in den Villengärten, was aber leider selten die glückliche Aufzucht der Jungen ermöglicht.

Ein besonders auffallender Waldvogel ist die Ringeltaube, die sich jetzt die baumbestandenen Straßen und Parks sowie die Friedhöfe der Städte nutzbar macht und oft nahe der Wohnungsfenster ihre beiden Jungen großzieht, so daß man bequem den Verlauf der Brut beobachten kann.

In den süddeutschen Städten, wie Frankfurt/Main und Wiesbaden, bewohnt auch die Turteltaube die Stadtparks. Dem Beispiel der beiden Vorgenannten folgt die neuerdings aus den Balkanländern und Österreich-Ungarn einwandernde Türkentaube, die man in der Färbung leicht mit einer Lachtaube verwechseln könnte und deren Erscheinen man als eine Bereicherung unserer Avifauna begrüßen kann. Sie ist jetzt schon bis Schweden vorgedrungen.

Als Gegenstück sei erwähnt, daß der wenig bekannte, die thüringischen Burgruinen und das Saaletal bewohnende Steinsperling (*Passer petronia*) in seinen früher großen Beständen derart zurückgegangen ist, daß man ihn jetzt leider als in Deutschland ausgestorben betrachten muß, während

er sonst noch an den Gestaden der Mittelmeerländer beheimatet ist. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung ist bisher noch rätselhaft geblieben.

Da es an den Küsten der Nord- und Ostsee sehr an Baumhöhlen fehlt, bezieht hier als sonst echte Waldbewohnerin die Hohltaube Kaninchenhöhlen, wie ja auch die farbenprächtige Brandente (*Anas tadorna*) gleichfalls an den deutschen Küsten, sogar auch in Dachs- und Fuchsbauen wunderbarerweise ihre Jungen erfolgreich erbrütet.

Es sei noch erwähnt, daß diese Zierde unserer Küsten auf der Insel Knechtsand bei Cuxhafen gelegentlich der englischen Küstenmanöver zur Mauserzeit, wenn diese Vögel einige Wochen flugunfähig sind, nachweislich bis zu Tausenden durch Bombenabwürfe vernichtet wurden, trotzdem die Vogelschutzverbände die englische Marinebehörde rechtzeitig dringend um Verschiebung dieser nächtlichen Übungen gebeten hatten, bis die Vögel ihr Mauserschutzgebiet verlassen können. Hierüber hatten kürzlich die deutschen Jagdzeitungen mit berechtigter Entrüstung ausführlich berichtet. Die Folgen werden sich verheerend auswirken!

Bis zum Kriege belebte der Triel, auch Brachhuhn und Eulenkopf genannt, unsere Wanderdünen zwischen Brahmhorst und Wentdorf. Er ist der größere Vetter des Kiebitz. Sein Name Triel veranschaulicht seinen lauten Ruf, den er in der Dämmerung weithin erschallen läßt. Der zunehmende Verkehr hat ihn leider hier verdrängt.

An der mecklenburgischen Südwestgrenze unserer Prignitz, wo die Elbe die Vierländerecke durchfließt, liegt gegenüber von Cumlosen der Laubwald „die Garbe“, bekannt durch das schwarze Rehwild, das dort häufig vorkommt. Wenn man diesen Wald in westlicher Richtung durchwandert, gelangt man auf eine riesige Wiesenfläche mit darauf verstreuten Teichen zwischen dem altmärkischen Dorf Wanzer und dem hannoverschen Städtchen Schnakenburg, woran sich dann das paradiesische Elbholz bis zum Höbeck anschließt. Auf dieser ausgedehnten Wiesenfläche hausen während des Frühjahrs und des Sommers häufig Seeadler und Kraniche, wie auch Störche, die noch nicht fortpflanzungsfähig sind. Erstere streichen öfter die Elbe auf und ab, wobei sie auch bei Cumlosen gesehen werden. Sie tauchen nach Fischen und jagen Wildenten.

Die farbenprächtige Blaurake, auch Mandelkrähe genannt, bewohnt in unserer Heimat große Waldungen mit alten Baumbeständen und nistet in den Bruthöhlen des Schwarzspechtes, während sie an den baumlosen Steilküsten des Schwarzen Meeres in die kiesigen Uferwände sich Nisthöhlen selber zu graben weiß.

Wo das weite Steppengelände an den Rand der Städte und Dörfer reicht, wo man vielfach große Strohmieten antrifft, brütet in diesen kolonienweise der Wiedehopf, der bei uns in einzelnen Pärchen in Baumhöhlen des Grünspechtes und in Holzklaffern nistet.

Die Saatkrähe bewohnt bei uns in großen Kolonien Feldgehölze, während sie im Steppengebiet die Straßenbäume, selbst in Großstädten mit starkem Verkehr, wie Odessa, oft mit mehreren Nestern dicht vor den Wohnhäusern bezieht.

Auch die Eulen, besonders die Schleiereule, sind Bewohner der Städte, in denen sie Kirchtürme bevorzugen, sowohl in Wittenberge wie auch in Perleberg. Während in den früheren Jahren an den Stadträndern das Steinkäuzchen, auch Totenvogel genannt, seinen Ruf „Komm mit“ des Abends hören ließ, wurde es jetzt vom Waldkauz verdrängt, der in Scheunen, Schuppen und Ruinen schnell heimisch wurde und in Parks und Friedhöfen im zeitigen Frühjahr allnächtlich durch seine schaurigen Balzrufe „Huhu“ seine Anwesenheit verrät. Wo in von ihm bewohnten Wäldern Baumhöhlen fehlen, da hat man sein Gelege sogar am Fuße von Bäumen auf dem Erdboden gefunden.

Die Nachtschwalbe, auch Ziegenmelker genannt wegen ihres großen Schnabelrachens, konnte man des Abends öfter in früheren Jahren in den städtischen Anlagen von Wittenberge und in der Umgebung beobachten, wobei sie eigenartige schnurrende Balzlaute bei ihren Jagdflügen auf die großen Nachtfalter und -schwärmer hören ließ. Sie ist kaum noch irgendwo anzutreffen, während man sie früher sogar auf dem Perleberger Marktplatz jagenderweise bei ihren eleganten Flugspielen bewundern konnte. Sie nistet im Heidekraut auf dem Waldboden, und ihre beiden Jungen sind Nestflüchter. Leider wird sie nächtlicherweile oft Opfer der Blendlaternen von Autos und Lokomotiven, in deren Aschkästen öfter die toten Vögel gefunden werden.

Die Dohle bewohnt in großen Verbänden den Kirchturm in Perleberg, doch hier in Wittenberge ist sie nur in einzelnen Paaren Bewohnerin von unbenutzten Schornsteinen.

Die Elbe ist die Grenze des Verbreitungsgebietes der östlichen Nebelkrähe und der westlichen Rabenkrähe. Durch die häufige Kreuzung beider entstehen hier sehr variable Bastarde, die man im Winter in den Krähen-scharen leicht beobachten kann.

Der mächtigste unter den Rabenvögeln ist der Kolkrabe, auch Vogel Rank genannt. Er war einst in Norddeutschland stark vertreten, auch in unserer Prignitz. Unsere Vorfahren, die Germanen, versetzten ihn in die Mythologie, indem sie ihn zum ständigen Begleiter des Gottvaters Wodan machten. Heute sieht man ihn nur noch sehr vereinzelt bei uns. Er zieht dann wohl gelegentlich zur Winterzeit über unsere Wälder dahin, und von oben ertönt der heisere Bellruf des einsamen Wanderers zu uns herunter.

Das Fortbestehen des Bestandes unserer weißen Störche und der Großtrappen im nahen Friesacker Luch ist leider durch die endlosen Starkstromleitungen sehr gefährdet.



*Der Kolkkrabe*

Nach dem ersten Weltkrieg hatten sich an der Stepnitz nahe den Rieselwiesen bei Weisen und an der Karane zwischen Hinzdorf und Klein-Lüben je ein Paar wilder Höckerschwäne angesiedelt, die nach dem Auschlüpfen ihrer Jungen mit diesen abwanderten und leider nicht zurückkehrten.

Als auffallender Einwanderer neben der Elster ist der Eichelhäher besonders hervorzuheben. Beide haben schnell gelernt, sich in den Städten einzubürgern. Während früher die Elster ihr umfangreiches Nest in Feldgehölzen anlegte und der Eichelhäher in Fichtendickungen im Walde brütete, bevorzugen beide gern die Straßenbäume in den Städten. Die Elstern benutzen mit Vorliebe die höchsten Gipfel, der Häher mehr den Stamm beim Beginn der Krone. Letzterer bewohnt jedoch auch die Nischen an Häusern und unter den Dächern, wo das Fallrohr der Dachrinne einen Winkel bildet, oder auch regelrechte Mauerlöcher sowie efeubewachsene Hausfronten und das Gerank des wilden Weins. Seit seinem Erscheinen macht er sich wie die Elster als arger Nesträuber bei unseren Kleinvögeln wie Buchfinken, Fliegenschnäppern, Rotschwänzen, Grünlingen, Grasmücken usw. recht unangenehm bemerkbar; auch die Starkästen werden von beiden des jungen Nachwuchses beraubt. Bereits ist der Bestand an Buchfinken durch deren Schuld auffallend zurückgegangen. Der Häher und die Elster müssen deshalb künftig unbedingt stärker kurzgehalten werden.

Seit einigen Jahren wird beobachtet, daß der Sprosser, die östliche Nachtigall, heimisch an der Wolga, sich immer mehr nach Westen ausbreitet und dadurch unsere Nachtigall verdrängt, die ihm aber im Gesang durch ihre weichen Töne überlegen ist. Er ist bereits bis ins nördliche Mecklenburg und Holstein vorgedrungen. Die Tage unserer Nachtigallen dürften



*Nachtigall*

(ca.  $\frac{1}{2}$  der natürlichen Größe)

gezählt sein, wenn ihnen nicht bald der Vogelschutz zuhilfe kommt. Schon seit einigen Jahren sind auf unseren Friedhöfen in Wittenberge die Bruten ergebnislos geblieben, da bald nach ihrem Eintreffen im April die singenden Männchen bei beginnender Dämmerung, weil dann alle anderen Sänger schweigen, diese als bequeme Zielscheibe den unheimlichen Katapultjägern zum Opfer fallen. Normalerweise singt das Männchen bis Johanni, da dann die Jungen flügge sind. Jetzt verstummen sie schon meistens ab Mitte Mai, ein Zeichen der Störung. Fast jeder Junge hat im Frühling einen Katapult in der Tasche! Wie kann man hier durchgreifenden Wandel schaffen? Hier müssen Öffentlichkeit, Elternhaus und Schule gemeinsam ans Werk gehen!

Das schmucke Rotkehlchen ist in früheren Jahren bei uns recht häufig gewesen, jetzt ist es leider sehr spärlich vertreten. Es nistet nahe dem Erdboden, doch auch in Baumhöhlen. Eine solche erweiterte ich durch

Entfernung des Mulmes. Daraufhin wurde sie sogleich von einem Pärchen bezogen. Als ich mich dann vom Stand der Brut überzeugen wollte, wurde ich dreimal mit Schnabelstichen im Gesicht attackiert, was von besonderem Mut dieses kleinen Vogels zeugt!

Das weißsternige Blaukehlchen belebt im Frühjahr am Elbdeich die Weidendickichte durch seinen unermüdlichen Gesang. Doch ist leider der Bestand sehr gefährdet, indem durch die jetzt häufigen Überschwemmungen im Frühling die Nester zerstört werden, da diese wenig über dem Erdboden stehen.

Bis 1905 horstete neben dem Wanderfalken noch der schwarze Waldstorch in der Perleberger Forst, der leider dann ausgeblieben ist. Doch neuerdings ist dafür der Kolkkrabe in die Prignitz eingezogen.

Der Kranich ist bisher seinem Brutgebiet treu geblieben.

Lachmöven brüten im Frühjahr bei Hochwasser kolonienweise in den Breetzer Wiesen. Dort nistet auch die Graugans und der Kampfläufer.

Die elegante Trauerseeschwalbe brütet ebenfalls in Kolonien an der Elbe zwischen den Buhnen in schwimmenden Nestern, die aber bei Hochwasser Gefahr laufen, fortgeschwemmt zu werden.

Die Wachtel und der Wachtelkönig oder Wiesenralle (*Crex pratensis*), auch Wiesenschnarre genannt, sind bei normalem Wasserstand im Frühling Bewohner unserer Elbwiesen neben der gelben Schafstelze. In anderen Jahren fehlen die beiden ersteren hier völlig.

Der rote und der schwarze Milan bewohnen alljährlich die Uferwälder der Elbe, bekannt unter dem Namen Gabelweißen. Je eine Kolonie Graureiher besteht am Rudower See und bei Jederitz unweit Havelberg, wo sich auch letzteren Kormorane anschlossen.

Die kürzlichen Meldungen der schweizerischen Vogelwarte besagen, daß im vorigen Frühjahr eine Anzahl Lämmergeier bis in die österreichischen Alpen aus dem Süden eingewandert sind, die seit etwa 200 Jahren in den Alpengebieten ausgerottet wurden, jetzt aber geschont werden.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß in Neuseeland der dunkelgefärbte Rabenpapagei „Kea“ (*Nestor notabilis*) sich vom Fruchtfresser zum Raubvogel und Fleischfresser gewandelt hat, indem er durch Töten der Schafe in den Herden viel Schaden anrichtet. Dies geschieht in der Weise, daß er sich auf den Rücken der Schafe setzt, denen er dann bei lebendigem Leibe Löcher in den Rücken frißt, woran die Tiere eingehen, weshalb er stark verfolgt wird, so daß auch er bereits auf der Aussterbeliste steht.

Es ist erstaunlich, wie manche Vogelarten es verstehen, sich veränderten Verhältnissen anzupassen.

## Aus Urkunden und Verordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts der Gemeinde Cumlosen

### So begann es anno 1652 in Cumlosen

Weite Strecken lagen verödet. Fremde Kolonisten zogen in die Prignitz. Es kamen Jahre harter und entbehrungsvoller Arbeit. Allmählich kam es wieder zu planmäßigem Ackerbau und geordnetem dörflichen Leben. In vielen Dörfern hatte jede Verbindung mit der Vergangenheit aufgehört. Die Ortsgeschichte begann wieder von vorn.

### Signatum den 15. Aprilis anno 1652

Im Jahre 1652 ließ der Große Kurfürst in der Prignitz und somit auch in unserm Dorfe Cumlosen die Volkszählung durchführen, die bei uns von dem Pastor Jochim Woese und dem Landreiter vorgenommen wurde. In der Aufzeichnung heißt es: „Cumlosen hat zwei Schulzengerichte, die wurden von einem Hauswirte regieret, 5 Kätner, 12 Fischer (darunter) M. Schmidt, bürtig aus Frankfurt am Mayen, ist 30 Jahr, ist bei der Krone Schweden für Aufwärter gewesen.“ Das waren die Kätner: Jochim Gulen Wittib, — mehrere Nachfahren hatten das Schulzenamt inne: — Bartelmews Hacker; Diderich Schmidt, bürtig aus dem Lüneburger Lande, 34 Jahr, 1 Sohn 1 Jahr u. a. Ferner die Fischer: Peter Wilcke, bürtig alhier, 33 Jahr, 1 Sohn  $\frac{1}{2}$  Jahr; Pagell Stoffer, bürtig aus Holstein, 40 Jahr; Peter Juers, bürtig alhier, 66 Jahr, 2 Söhne 16 u. 10 Jahr u. s. f. „Samuel Wegner, Schulze, zu Pritzwalk bürtig, 36 Jahr, weder Sohn, noch Knecht“, so heißt es in der Urkunde.

### Was war der Schulze, das Schulzenamt, der Panner?

Der Schulze war der Führer der Dorfgemeinschaft und wurde vom Grundherrn eingesetzt. Er besaß unter anderem die Kruggerechtigkeit, das Fischereirecht. Das Schulzenamt war meistens erblich in der Familie und mit dem Dorfgericht verbunden. Der Schulze übte das Gericht mit zwei bäuerlichen Schöffen aus und umfaßte Erb- und Altenteilsverträge, Regelung von Ackergrenzen und Grundstücksverkäufen, Schlichtung von Streitigkeiten, Bestrafung kleiner Vergehen, mithin die niedere Gerichtsbarkeit.



## Un nu de Panner,

die rechte Hand des Schulzen, der Flurhüter, der Ortsgewaltige, der Mann für die gröberen Arbeiten, — de Exkuter. Jo, de Panner is för de Jungs een Begriff, dat is de Kärl, de dän Poragrofen ümmer ünnert Ärm had. Ick känn dän von mien Urgrotvader, de steit noch up'n Böen. Dat is een sülmgemoakt ut Eickenholt. Un wenn de Jungs mol son ripen Appel anlacht, as opp he müttwull, — un he geit mütt, dät weet de Dübel, dän is mütt eenmol wie Zieten ut'n Busch, de Panner uk da. Vorladung, Verhandlung, Verurteilung is alles eens. De Poragrof wärt verläst, he kricht äm dol un wamst äm dat Ledder so bannig vull, dat äm an ännern Dad de Appel noch verquer licht. Dat wär för düttmol — die Amtshandlung des niedrigsten Gerichts. Un so hart se de Jungs versohlt häm, so güng dat de Ollen, bloß mütt ännern Poragrofen. Wie wärrn dat gliexen höern:

## In den folgenden Jahrzehnten . . . .

Allmählich begannen sich zwar die Verhältnisse zu bessern, man fühlte sich im Lande und im Dorfe schon wieder etwas sicherer. Schwer lastete jedoch der Steuerdruck auf der ausgesogenen Bevölkerung. Es schien unerträglich, da außer diesen Abgaben noch die zu zahlenden Pächte und die zu leistenden Hand- und Spanndienste an den Grundherrschaften schwer auf unsere Kätner und Fischer drückten. Schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts sind „Schloß und Land Cumlosen“ wie der Elbzoll im Besitz derer von Platen. Unsere Vorfahren haben diesen Druck der Lasten voll auskosten müssen. Das Schulzenamt war in dieser Zeit voll ausgelastet. Es galt viel Not und Elend zu schlichten. Wenn auch die Landesregierung versuchte, die Verhältnisse zu bessern, wie die nachstehende Verordnung vom 7. Dezember 1726, bekanntgegeben in Cumlosen, berichtet, so blieb doch der Druck des Grundherrn hart und schwer:

„E D I C T, daß keine höltzerne Schuhe Und  
Pantoffeln In der Chur-Marck getragen werden  
sollen.

Sub Dato Berlin / den 7. Decembr. 1726.

Nachdem Seine Königliche Majestät in Preußen u. u., Unser allergnädigster Herr / vermöge emanirten und öffentlich bekannt gemachten Edicti vom 6ten Juli 1717 in Gnaden verordnet haben / daß das Tragen der höltzernen Schuhe und Pantoffeln auf den sämtlichen Dörffern der Chur-Marck, künfftighin gäntzlich nachbleiben und abgeschaffet werden solle; Gleichwohl aber höchst mißfällig vernehmen müssen / daß Dero allergnädigsten Willens-Meinung hierunter nicht gebührend nachgelebet / sondern in verschiedenen Dörffern zum Schaden und Nachtheil der Schuster / denen solchergestalt ihre Nahrung entzogen wird / dem vorangezogenen

EDICT

Daß keine hölzerne

Schuhe

Und

Pantoffeln

In der

Shur-Ward

getragen werden sollen.

Sub Dato Berlin/ den 7. Decembr. 1726.

-----

B E N E D I C T

Gedruckt bey des Königl. Preussif. Hoff-Buchdruckers Gotthard  
Schlichtgers Witwe.

Edict contraveniret und zuwieder gehandelt werde; allermassen noch jüngsthin bey geschehener Hauß-Suchung viele Paar höltzerne Schuhe und Pantoffeln hin und wieder gefunden und weggenommen worden.

Als haben höchstgedachte Seine Königl. Majestät sothane Verordnung nicht nur gegenwärtig reiteriren und wiederholen wollen / sondern befehlen auch anderweit in Gnaden und darneben alles Ernstes / daß das Tragen der höltzernen Schuhe und Pantoffeln auf den Dörffern überall gänzlich abgestellt und unterlassen werden solle / in Entstehung dessen aber / und da jemand darüber betroffen / auch dergleichen höltzerne Pantoffeln und

Schuhe bey ihm gefunden würden / derselbe sodann zu gewärtigen / daß wieder ihn nach Befinden mit der Strafe des Hals-Eisens oder Gefängnisses verfahren werden solle. Gestalt denn zugleich den Gerichts-Obrigkeiten und Schultzen jedes Orts hiermit ernstlich / und bey Vermeidung 200 Ducaten zur Recruten-Casse zu erlegenden Strafe / welche unausbleiblich beygetrieben werden sollen / injungiret und anbefohlen wird / alle Quartale in den unter ihrer Jurisdiction und Gerichtsbarkeit stehenden Dörffern eine genaue Visitation deshalb anzustellen / und mit allem Fleiß darauf zu sehen / damit dieser Verordnung gehorsamste Folge geleistet und gehörig nachgelebet werde. Uhrkundlich unter Seiner Königlichen Majestät höchsteigenhändigen Unterschrift und beygedrucktem Königlichen Insiegel. So geschehen und gegeben zu Berlin / den 7. Decembr. 1726.

Fr. Wilhelm.“

Die Bauern, die Fischer dieser alten Zeit waren groß und stark durch die unglaubliche Bedürfnislosigkeit. So war auch diese Verordnung für die Cumlosener Bauern und Fischer eine Härte, denn die Holzschuhe und Holzpantoffeln stellten sie selbst her, um das Geld zu sparen, weil es einfach nicht vorhanden war. Sie stellten damals alles selbst her, was auf dem Hofe gebraucht wurde. Sie flochten aus selbst gerodeten Tannenwurzeln Mollen und Körbe, banden aus Birkenreiser die Besen, machten aus Pappeln die Backtröge. Alle Handwerksarbeiten wie Wagen, Räder und Netze fertigten sie selber an. Nur so wird uns klar, wie trotz der schweren Lasten und Dienste unsere Bauern und Fischer auf ihrem Anwesen zu-rechtkamen.

Das Heft enthält:

	Seite
Albert Hoppe: Knappe Tieden	233
Walter Bredthauer: Aus den Gründungstagen unserer Dörfer in der Prignitz	237
Willi Westermann: Die alte und die neue Schule in Cumlosen	240
Ing. Roye: Der Gnevsdorfer Vorfluter	245
K. v. Rönne: Sind sie vergessen?	251
G. Krause: Auffallende Wandlungen in der Lebensweise und der Verbreitung unserer Vogelwelt	254
Willi Westermann: Aus Urkunden und Verordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts der Gemeinde Cumlosen	261

Redaktion „Unsere Heimat“: Perleberg, Parchimer Straße 9, Telefon 352

Konto: Kreissparkasse Perleberg 1900

Redaktionskommission:

Albert Hoppe, Otto Klingner, Irmgard Jaene, Katharina Wahnig, Erwin Lademann,  
Hans Seiler

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Foto des Titelblattes: „Weg an der Stepenitz“, Aufn.: Dr. U. Schröder

Novemberheft 1955 . Preis DM 0,50

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerks

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 763-55 - 4093

